

Christvesper am 24.12.2014 (Heiligabend) in St. Martin Kassel.

Gnade sei mit euch und Friede von Gott, unserem Vater, und dem Herrn Jesus Christus.

„Denn sie hatten sonst keinen Raum in der Herberge“, liebe Gemeinde am Heiligen Abend. Jedes Jahr hören wir die Weihnachtsgeschichte, die der Evangelist Lukas erzählt – manche von uns schon seit vielen Jahrzehnten. Immer die gleichen, vertrauten Worte. In allem Wandel der Zeiten vermitteln sie etwas Beständiges und Verlässliches. Sie klangen schon so, als wir Kinder waren. Und sie begleiten uns bis ins Alter. Eigentlich eine unendliche Wiederkehr des Allbekannten, was uns gesagt wird. Und dennoch: Oft schiebt sich, je nach den Umständen, die uns bewegen, ein einziger Satz aus dieser großen Geschichte in den Vordergrund und wird für uns auf eine Weise aktuell, wie wir das kaum geahnt hätten.

„Sie hatten keinen Raum in der Herberge“: Das ist für mich in diesem zu Ende gehende Jahr der Schlüsselsatz! Ich lese die Weihnachtsgeschichte diesmal aus dem Blickwinkel von Maria und Josef, denen ein schützendes Dach, ein wärmendes Haus, ein herzliches Willkommen verwehrt wird, obwohl die Umstände zum Himmel schreien: ein Paar, dem nichts anderes übrig bleibt, als mit einem Stall vorlieb zu nehmen, eine hochschwängere Frau, der man jegliche Hilfe versagt und die deshalb ihr Kind dort zur Welt bringt, wo sonst allenfalls Tiere einen Unterschlupf finden. Da und nirgendwo anders wird Jesus geboren: fernab der Paläste, in denen jene wohnen, die das Sagen haben, fernab der einfachsten Gesten der Menschlichkeit. Er wird geboren im Niemandsland menschlicher Kälte, wo ihn niemand haben will und wo sich auch niemand zuständig fühlen muss. Das war sein Schicksal von Anfang an. Der Evangelist Johannes wird es später in hehren Worten ausdrücken: „Er kam in sein Eigen-

tum; und die Seinen nahmen ihn nicht auf.“ Jesus: ein Heimatloser, ein Obdachloser in unserer Welt!

Und dabei bleibt es ja nicht. Kaum, dass Jesus geboren ist, steht sein Leben schon auf dem Spiel. Um das nackte Überleben zu sichern, begeben sich seine Eltern mit ihm auf die Flucht in ein sicheres Land, das sie aufnimmt und ihnen Asyl gewährt: Ägypten! Da sind sie vorerst sicher vor dem Zugriff der Truppen des Herodes. Immerhin das, auch wenn Ägypten keine dauerhafte Bleibe ist.

Die Weihnachtsgeschichte, liebe Gemeinde, ist eine Geschichte voller menschlicher Hartherzigkeit und Ausgrenzung, voller Gewalt und Vertreibung. Das hören wir in diesem Jahr besonders deutlich, denn in vielen Teilen unserer Welt werden Menschen heimatlos, werden verfolgt und vertrieben, weil sie angeblich nicht dazugehören, weil sie einen anderen Glauben haben oder sich einer anderen Kultur zugehörig fühlen. Sie sehnen sich nach Sicherheit für ihr Leben. Und sie suchen Schutz vor Terror und Krieg. Sie suchen ihn bei uns. Denn unser Land genießt weltweit einen guten Ruf. Es geht uns – so war in dieser Woche zu lesen – insgesamt so gut wie kaum zuvor. Wir sind wirtschaftlich in der Lage, uns für die Menschen einzusetzen, die aus Not und Gefahr zu uns kommen, und sie bei uns aufzunehmen. Aber es mehren sich mancherorts Widerstände gegen allzu viel Menschlichkeit. Es ist davon die Rede, dass wir nicht aller Welt Asyl gewähren könnten, weil uns das an die eigenen Grenzen bringe. Das gefährde unseren eigenen Wohlstand. Und das böse Wort von der Überfremdung macht die Runde. Es trifft auf Widerhall.

Die Bedingungen, in denen sich Maria und Josef vorfanden, gleichen auf bestürzende Weise der Situation von Kriegsflüchtlingen in unserem Land: geduldet, aber nicht gewollt, hilflos und sprachlos, abgeschoben an den Rand, um selbst so wenig wie möglich mit dem Elend konfrontiert zu werden. In der Weihnachtsgeschichte klingt das alles harmlos und idyllisch:

der Stall, die Krippe, das gerade geborene Kind, die sich selbst überlassenen Eltern, die abgerissenen Hirten. Alles schön und herzlich. Aber die Menschen, die in diesem Jahr zu uns aus Syrien und dem Irak, aus Eritrea und dem Sudan zu uns gekommen sind, halten uns den Spiegel vor. Es ist bittere Realität, was Maria und Josef erlebten: „keinen Raum in der Herberge“ – und diese Realität wiederholt sich bis in unsere Tage!

Ja, liebe Gemeinde, ich weiß: Das sind ungemütliche Gedanken. Aber genau so ist die Welt für viele Menschen: Sie ist ungemütlich, weil sie keine Heimat bietet oder keinen Ort, wo man sich vor Übergriffen oder Verfolgung sicher fühlen kann. Und in diese ungemütliche Welt kommt Gott selbst in der Gestalt eines schutzlosen Kindes!

Das ist doch die wunderbare Botschaft, die wir alle Jahre wieder hören dürfen: Gott ist es gleichgültig, wie wir als Menschen miteinander leben. Er geht nicht auf Distanz zu dem, was wir einander antun in dieser Welt. Er wird in Jesus Mensch, um mitten unter uns zu zeigen, dass weder das Kalkül der Gewalt noch die Angst vor der Gewalt über uns herrschen müssen. In seinem Leben zeigt er uns, wie es anders sein könnte zwischen uns: einander in Liebe zugewandt, nicht auf Vergeltung und Rache sinnend, respektvoll im Umgang mit denen, die uns fremd sind. Damals in Bethlehem begann, unbemerkt von der großen Politik, eine Bewegung, die immer mehr anwuchs, aber noch lange nicht ans Ziel gekommen ist: eine Bewegung der Liebe. Gott kommt zur Welt, weil er uns liebt, und Jesus lässt diese Liebe unter uns Wirklichkeit werden. Denn die Liebe soll eine Heimat finden!

So öffnet uns der große Gott, der ein kleines Kind wird, die Augen, damit wir einander erkennen als seine geliebten Geschöpfe: in unseren Familien, deren Zusammenhalt wir in diesen Weihnachtstagen so viel zutrauen, in unserer Stadt, die Heimat für alle sein soll, in unserem Land, das offen sein kann für Menschen unterschiedlichster Herkunft und Prägung.

Einander erkennen als Menschen, die einander brauchen – da kommt Gottes Liebe zum Zug. Dann wird niemand mehr rufen: „Das Boot ist voll!“, „Die Herbergen sind dicht!“ oder gar „Ausländer raus!“. Denn es ist nicht ausgeschlossen, dass uns in jedem Menschen, der sich bis nach Deutschland durchgeschlagen hat und nun bei uns um Aufnahme bittet, Jesus selbst begegnet. So jedenfalls sagt er es am Ende aller Zeit: „Ich bin ein Fremder gewesen, und ihr habt mich aufgenommen.“ Und als ihn diejenigen, die das getan hatten, fragen: „Wann haben wir dich denn als Fremden gesehen und haben dich aufgenommen?“, da antwortet ihnen Jesus: „Was ihr getan habt einem von diesen meinen geringsten Schwestern und Brüdern, das habt ihr mir getan.“

Jede Geste der Menschlichkeit dient der Liebe unter uns – und ehrt darin Gott selbst. Das beginnt schon bei unserer Haltung gegenüber den Flüchtenden und Asylsuchenden. Es ist schon viel gewonnen, wenn wir Verständnis für sie aufbringen und tun, was uns möglich ist, dass sie bei uns willkommen sind. Es braucht dazu nicht viel, schon gar nicht viel Mut. Es braucht nur eines: ganz viel Liebe! Die schenkt uns Gott heute Abend. Darum ist er in seinem Sohn Mensch geworden. Die Türen sind offen. In der Herberge ist Platz. Auch für die Menschen, die alles verloren haben, soll es Weihnachten werden.

Der Glanz der Lichter erleuchtet uns. Unsere Herzen erwärmen sich. Denn das Kind in der Krippe steht dafür ein: Gott liebt uns und macht uns fähig, einander zu lieben. So wird es für uns alle eine gnadenbringende Weihnachtszeit. Amen.

Prof. Dr. Martin Hein

Bischof der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck

